

Nr. 145 Bromberg, den 28. Juni 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(25. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Da wandte sich der Beamte ihm drohend zu und sagte: „Wer seid Ihr, daß Ihr es wagt, uns zu verhöhnen? Hütet Euch! Noch ein Wort und . . ."

Weiter kam er nicht. Graf Lewenborg hatte seinen Degen aus der Scheide gerissen: „Noch ein Wort, und . . . So sage ich, mein Freund! Ich bin der Königlich schwedische Obrist Harald Graf Lewenborg, und ich rate Euch, Eure Zunge zu zügeln!"

Der Beamte war erschrocken zurückgewichen. Dieser große Offizier sah aus, als sei er entschlossen und fähig, ihn samt seinen vier Schergen zusammenzuhauen. So zog er es vor, kein weiteres Wort an den Obristen zu richten, sondern sich dem zitternden Reichsfreiherrn wieder zuzuwenden:

„Ihr habt gehört, welchen Auftrag ich habe. Wo ist jenes teuflische Geschöpf?"

„Ich . . . ich glaube . . . in dem Schlafgemache der Unseligen", stammelte Heinz von Hellstedt. „Folgt mir! Ich will Euch hingeleiten."

Die Männer begaben sich in den ersten Stock des Hauses. Zwei von ihnen trugen mühsam einen aus dicken Eisenstangen gefertigten Käfig.

Schon wollte Graf Lewenborg das Haus verlassen. Aber da fiel ihm ein, daß Barbara nach ihrer Befreiung, an der der Obrist keinen Augenblick zweifelte, trostlos sein würde, wenn das Tier verschwunden wäre. Er wollte wenigstens sehen, was die Narren mit dem Kater anstellen würden. Und so folgte er nach kurzem Zögern den sechs Männern zu Barbaras Schlafgemach.

Als der Obrist oben ankam, sah er einen Auftritt von grotesker Komik.

Auf dem Bett saß regungslos, aber die Muskeln zum Sprung gespannt, Amazeroth, der Kater. Sobald sich ihm einer der vier Bewaffneten näherte, drang aus seiner Kehle ein scheußlicher, langgezogener Ton, der über die Absichten des Tieres keinen Zweifel ließ. Immer wieder wichen die Häscher ängstlich zurück, denn sie versahen sich von diesem Unhold in Katergestalt übernatürliche Kräfte.

Der Beamte wurde schließlich ungeduldig und schalt seine Untergebenen, bis sie sich endlich alle auf einmal auf den Kater stürzten. Aber ehe sie noch das Tier erreicht hatten, sauste der sehnige, schwarze Körper wie ein Pfeil durch die Luft, und ein gellender Schrei folgte diesem Sprung.

Der Kater war einem der Häscher mitten ins Gesicht gesprungen; seine eine Vordertatze saß dem Ärmsten im Auge, die andere an der Backe, und die Zähne hatten sich so tief in die Nase geschlagen, daß ihm sofort ein Blutstrom über das Gesicht lief.

Die anderen wollten ihrem Kameraden zu Hilfe kommen und das wütende Tier greifen. Doch es erging ihnen nicht viel besser: Blitzschnell saß Amazeroth dem zweiten im Nacken und dem dritten an der Kehle. Wie ein schwarzer Schatten sauste er durch den Raum, und wer seinen Körper greifen wollte, griff in die Luft.

Das Ende des kurzen Kampfes war, daß der Beamte der Hexenkommission mit seinen vier zerkratzten und zerbissenen Schergen in panischem Schrecken die Flucht ergriff.

Der Reichsfreiherr aber ließ in Eile seine notwendigsten Sachen zusammenpacken und verließ noch am gleichen Tage mit seiner gesamten Dienerschaft das Schloß, auf dem Amazeroth, der Höllenfürst in Katergestalt, als Alleinherrscher zurückblieb.

Vor den Hexenrichtern.

Schon seit mehr als hundert Jahren waren die Hexenprozesse in die Hände der weltlichen Gerichte übergegangen, und diese betrieben das düstere Geschäft meist mit einer Grausamkeit, die alles übertraf, was die Geistlichkeit früher auf diesem Gebiete geleistet hatte. Allein in der Grafschaft Neiße waren in den letzten zehn Jahren gegen tausend Personen, darunter viele Kinder, als Hexen und Zauberer verbrannt worden.

Doch die Verhältnisse, die Graf Lewenborg in jener Stadt des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg antraf, lagen günstiger, als in dieser Blütezeit der Hexenprozesse zu erwarten war:

Man hat dem Antrag des schwedischen Obristen, als Entlastungszeuge für die Angeklagte vernommen zu werden, sofort stattgegeben; und nun saß der Graf, ungeduldig auf das Verhör wartend, im Vorzimmer des Gerichtssaales.

Endlich trat der Schreiber ein, um den Zeugen zu rufen. Er war ein freundlicher Mann; und da ihn Graf Lewenborg durch ein reichliches Geschenk noch willfähriger gemacht hatte, war er bemüht, durch Auskünfte gefällig zu sein.

„Macht Euch nur keine Sorgen, Herr Graf" sagte er, als er die Augen des Obristen in Spannung auf sich gerichtet sah. „Ich versichere Euch, daß der Inquisitin noch keinerlei Leid geschehen ist. Und die Herren, die Euch befragen werden, sind nicht gar so schlimm."

„Wie viele sind's? Wer gibt den Ausschlag?" fragte der Graf hastig.

„Vier Herren trefft Ihr drinnen an: den Fiscal, der die Anklage vertritt, ein bequemer Herr, und — im Vertrauen gesagt — ein wenig beschränkt. Dann sind da die drei Hexenrichter. Vom Vorsitzenden hängt am meisten ab; er ist sehr genau, hält sich an den Buchstaben, doch ist er nicht übelwollend. Der erste Beisitzer ist noch besser; er hat immer Angst, jemand Unrecht zu tun. Nur vor dem zweiten Beisitzer, dem kleinen Blassen, seid auf Eurer Hut."

Damit öffnete der Schreiber die Tür zu dem kleinen Saal.

Graf Lewenborg, den großen, federgeschmückten Filzhut in der Hand, tratt festen Schrittes über die Schwelle.

Die Herren erhoben sich höflich. Man verbeugte sich gegeneinander. Dann machte der Vorsitzende, ein langer, hagerer Herr von sechzig Jahren, eine einladende Bewegung. Graf Lewenborg setzte sich steif aufgerichtet in den Sessel, den man besonders für ihn vor dem Richtertisch bereitgestellt hatte.

„Das Gericht hat beschlossen", — begann der vorsitzende Hexenrichter in geschäftsmäßigem Tone — „nachdem es die von Euch, Herr Graf, eingereichten Personalpapiere einer Prüfung unterzogen und die besagten Dokumente in Ordnung befunden hat, Eurem Begehren, für die von dem Herrn Fiscal der Hexerei angeklagte Barbara Ullmer als Entlastungszeuge Aussagen machen zu dürfen, zu willfahren. — Was also habt Ihr uns über die Inquisitin mitzuteilen?"

„Ich müßte doch zuvor wissen, welcher Untaten sie beschuldigt wird", gab Graf Lewenborg zurück.

„Es steht im Ermessen des Vertreters der öffentlichen Anklage, des Herrn Fiscal", — der Hexenrichter wies auf einen feisten Mann, der etwas beiseite an einem besonderen Tisch saß — „ob und wie weit er Euch Auskunft auf Eure Frage geben will."

Der Fiscal räusperte sich und sagte dann, fast gelangweilt: „Ich habe keinen Grund, Herr Graf, Euch solche Auskunft zu verweigern. Hört also: Die Inquisitin betreffend ist eine Anzeige eingelaufen, die sowohl mündlich vorgetragen als auch schriftlich niedergelegt worden ist. Der Mann, von dem sie stammt, ist ein Gelehrter und nennt sich Signor Capellini aus Venedig."

„Ich kenne diesen Mann nicht", schaltete der Obrist ein. „Und ich habe auch nie seinen Namen gehört."

„Nun wohl", fuhr der Fiscal fort, „er gibt an, auf Schloß H[illegible]stedt im Auftrage des Reichsfreiherrn seit Wochen mit wissenschaftlichen Experimenten beschäftigt gewesen zu sein und daselbst zufällig die Inquisitin, die ihm schon von früher her als Hexe bekannt gewesen sei, wiedergesehen zu haben. Die Inquisitin habe ihm, dem Capellini, schon vor geraumer Zeit einmal anvertraut, daß sie sich von klein auf mit zauberischen Künsten, besonders mit der Passauer Kunst des Festmachens, beschäftigt habe, — was sie im übrigen selbst zugibt."

Graf Lewenborg lachte leise auf und schüttelte den Kopf.

Ohne sich darum zu kümmern, sprach der Fiscal in seiner gelangweilten Art weiter:

„Der Capellini will die Inquisitin nun beobachtet haben, wie sie eines Nachts durch das Fenster ihres in dem ersten Stockwerk gelegenen Schlafgemaches das Schloß verließ — und zwar auf einem schwarzen Kater durch die Lüfte reitend . . ."

Graf Lewenborg lachte diesmal laut und höhnisch auf.

Da mischte sich der zweite Beisitzer, ein blasser, kleiner Herr, mit spitzer Nase und entzündeten Augenrändern, in giftigem Tone ein:

„Wenn den Herrn Grafen das so unglaublich dünkt, so möchte ich darauf hinweisen, daß die Existenz dieses Untieres bereits festgestellt ist. Dieses Wesen, welches ganz offen und schamlos von der Inquisitin mit dem Namen des höllischen Fürsten Amazeroth genannt wird und" — er hob seine Stimme zu drohendem Tone: — „in dringendem Verdacht steht, die Inkarnation dieses bösen Geistes selbst zu sein, befindet sich noch auf dem Schlosse und hat bei dem Versuche, es zu haschen . . ."

„Ich weiß, ich weiß!" unterbrach der Graf. „Ich habe es selbst mit angesehen. Ist es ein Wunder, wenn ein großer, starker Kater, sich nicht so leicht haschen läßt und um sich beißt und kratzt? — Ich bin zufällig in der Lage, Näheres über dieses unschuldige Tier aussagen zu können. Und was das Reiten durch die Luft auf dem Kater betrifft, so richte ich die dringende Bitte an die Herren, jenen sauberen Capellini vorführen zu lassen, damit er seine erlogenen Angaben . . ."

Der Vorsitzende winkte ab.

„Das ist nicht möglich."

Und der erste Beisitzer, ein großer, stämmiger Mensch mit einem freundlichen, runden Kindergesicht, fügte — trotz der verbietenden Blicke des kleinen Blassen — hinzu: „Der Mann ist krank, — schwer krank, so daß man ihn nicht verhören kann."

Und da der Obrist ein spöttisches „Aha!" einwarf, fuhr der freundliche Herr fort: „Nein, er ist wirklich krank, denn sonst wäre er überhaupt nicht mehr hier. Der Mann hatte sich, obwohl ihm anbefohlen war, sich zu weiteren Aussagen hier in der Stadt zur Verfügung zu halten, nachts aus der Stadt entfernt. Diese Tatsache läßt uns seine Aussagen auch etwas verdächtig erscheinen, und wir haben die Inquisitin aus diesem Grunde auch bisher nur gütlich verhört. Der Capellini wurde nach seinem Verschwinden sofort verfolgt und . . ."

„Halt! Das geht nicht!" protestierte der böswillige Beisitzer.

Doch der vorsitzende Hexenrichter winkte ihm zu zu schweigen und sagte: „Ich sehe keinen Grund, die Kenntnis dieser Tatsachen dem Herrn Grafen zu verschweigen."

Der erste Beisitzer nickte zufrieden und sprach weiter: „Es gelang, den Capellini auf der Landstraße einzuholen, denn ein Erstickungsanfall hatte ihn an der Fortsetzung seiner Flucht — jawohl, so nenne ich es! — verhindert. Wir brachten ihn hierher zurück, und er liegt nun schwer krank darnieder, — ist nicht fähig, auch nur ein Wort herauszubringen."

„Schade!" Graf Lewenborg zuckte die Achseln.

„Was also habt Ihr nun die Anzeige Entkräftigendes vorzubringen?" fragte der Vorsitzende, ohne die Zwischenbemerkung zu beachten.

Der Obrist erhob sich erregt: „Das also ist der ganze Inhalt der Anzeige? Daraufhin will man eine Unschuldige verurteilen?"

Der Fiscal zog die Stirn in Falten. „Ich bitte den Herrn Grafen, sich doch ein wenig zu beruhigen. Von Verurteilung der Inquisitin ist ja noch gar nicht die Rede."

Der vorsitzende Hexenrichter nahm von neuem das Wort: „Ich wiederhole meine Frage, Herr Graf: Was habt Ihr gegen diese Beschuldigung vorzubringen? — Ihr wolltet doch Näheres von jenem verdächtigen Katzentier berichten. Weshalb trägt das Geschöpf den Namen des Höllenfürsten Amazeroth?"

Graf Lewenborg wollte schon sagen, daß Barbara dieser Name von dem Sigillum her bekannt sei, das eine goldene Kapsel auf ihrer Brust aufgewiesen habe. Aber er besann sich anders und sagte:

„Sie hat als Kind im schwedischen Heerlager diesen Namen von Gauklern gehört. Er schien ihr absonderlich und schön. Deshalb nannte sie den Kater so, der damals — es ist jetzt vier Jahre her — noch ein ganz junges Tierchen war."

„Eine etwas gewundene und sehr vage Erklärung!" warf der zweite Beisitzer ein.

„Und was wißt Ihr von der Passauer Kunst, die sie betrieben? Sie leugnet diese Tatsache durchaus nicht."

„Es war eine harmlose Gaukelei, mit der sich die Kleine ihren Lebensunterhalt verdiente. Ihre verstorbenen Eltern, Marketenderleute, hatten dem Kinde das beigebracht. Seht, auch mich hat sie damals fest gemacht", fügte er mit einem fast zärtlichen Lächeln der Erinnerung hinzu und zeigte sein Armband. „Und es hat . . ." — Er wollte schon fast sagen: „sogar geholfen". Aber da besann er sich wieder anders und schloß schnell: „Es hat damit nichts auf sich. Ein harmloser Hokuspokus, wie er in allen Heeren gang und gäbe war."

Der kleine Blasse hatte, böse dreinblickend, ungeduldig mit den Fingern auf dem Tische getrommelt. Nun sagte er scharf:

„Ich finde, Herr Graf, daß Eure Gegenbeweise — wenn ich sie aus Höflichkeit einmal so nennen will — bei weitem schwächer sind als die Motivierung der Anklage. Ihr höret, daß der Kater im Verdacht steht, die Verkörperung des Geistes Amazeroth zu sein. Daß das Tier damals klein war, besagt gar nichts. Im Gegenteil, es erschwert den Verdacht: Es war eine List des Unholdes, sich zunächst in der Gestalt eines jungen Katers an die Inquisitin heranzumachen, um sie langsam für das teuflische Bündnis zu gewinnen, — sie nicht gleich abzuschrecken. Er hat sich ihr wahrscheinlich erst später als der böse Geist geoffenbart, als sie nicht mehr die Kraft hatte, sich von seinem Einfluß zu befreien. — Im übrigen habt Ihr uns noch nicht gesagt, wie Ihr die Inquisitin kennen lerntet."

(Fortsetzung folgt.)

Diktatur der Nase.

Von Dr. H. Rudy-Berlin.

„Im Anfang war der Geruch", so müssen viele Wissenschaften sagen, und mit diesem Motto begann auch mit Recht Hans Henning sein großzügig angelegtes Handbuch über den Geruch. Unser Bewußtsein beginnt mit dem Geruch. Denn das Neuhirn, welches allein beim Menschen Bewußtsein vermittelt, entstand aus dem Riechhirn, wie Neurologie und vergleichende Anatomie der Sinnesorgane uns lehren. „Hunger und Liebe", die alle Lebewesen leiten, sind seine Kräfte. Aus magischem Geruchszauber, aus der Zierde wohlriechender Blüten und dem Bedürfnis nach duftenden Ölen entsteht der älteste Schmuck. Zum mütterlichen Busen leitet der Geruch das junge Menschlein, noch ehe es sich in der hineingeborenen Welt orientieren kann. Und wem der Geruch der Speise mißfällt, dem nützt auch der best berechnete und fein zugerichtete „Kalorienfraß" recht wenig.

Groß ist die Bedeutung des Geruchssinns nicht bloß als eines glänzenden und mit einer bewundernswerten Routine ausgestatteten

Kontrolleurs der Nahrungsaufnahme,

vielmehr spielt er eine wichtige Rolle im Dienst der Auffindung des Geschlechtspartners bei vielen Tieren. So ist aus der beschreibenden Insektenkunde zur Genüge bekannt, daß manche Schmetterlinge auch auf größte Entfernung ihre unsichtbar und manchmal sogar mit Absicht versteckt aufgestellten Weibchen durch den Geruchssinn aufzufinden vermögen. An dieser Leistung überrascht immer wieder die Größenordnung der Geruchsstoffe, die zur Auslösung der entsprechenden Geruchseindrücke genügt. Auch beim Menschen können ungewöhnlich kleine Mengen von Geruchsstoffen Geruchsempfindungen herbeiführen, so genügt z. B. vom Merkaptan nur ein Viermillionensechshunderttausendstel mg. Allerdings zu einer derartigen Empfindlichkeit steht im scheinbaren Gegensatz die hohe Ermüdung des Geruchssinns — Anosmie genannt —, welche bedingt, daß bei längerem Aufenthalt in einem mit einem Duftstoff ausgefüllten Raum die Geruchsstärke sehr zurückgehen kann.

Bei der Stärke des Geruchssinns und seiner Ermüdbarkeit hat man natürlich zu unterscheiden, ob beide Nasenlöcher gleichzeitig denselben Geruchsstoff aufnehmen (dirhines Riechen), ob jedes gleichzeitig einen anderen Geruch empfängt (dichorhines Riechen), oder ob überhaupt nur ein Nasenloch den Reiz aufnimmt (monorhines Riechen). Bekanntlich riechen die meisten Menschen auf einer Seite schärfer und besser als auf der anderen. Den Experimenten von Toulouse und Vaschide mit Kampfer an 66 Beobachtungen zufolge, zeigte sich in 56 Fällen eine

Überlegenheit des linken Nasenlochs,

was sie mit dem Vorzug der linken Gehirnhälfte erklären. Nach Henning ergibt sich, daß eine scharfe Nase noch ein Trillionstel Gramm eines ausgiebigen Riechstoffes, etwa Moschus, wahrnimmt. Die Empfindlichkeit des menschlichen Geruchssinnes deckt sich im Zahlenwert genau mit der Reizbarkeit der Bakterien sowie der niederen Organismen durch Sauerstoff und schädigende Chemikalien.

Danach ergibt sich, daß der

Geruchssinn unser empfindlichster Sinn

ist und daß er eine einschneidende Rolle in unserem Gefühlsleben spielt. Es gibt aber kaum einen Geruch, der bei sämtlichen Menschen dieselbe Gefühlsfärbung aufweist. Was einem angenehm erscheint, wirkt auf andere unangenehm oder gar ekelhaft. Über das Angenehme und Unangenehme hat nicht der einzelne zu entscheiden; die mannigfaltigen riechenden Objekte wurden vielmehr in der Menschheitsentwicklung in ihrer Gefühlsnote. Das Individuum wird da nicht als tabula rasa, vielmehr in eine kollektivpsychologische Einheit hineingeboren, deren Werte im allgemeinen auch für ihn gelten. Mit anderen Worten, die mit Gerüchen verknüpften Gefühle lassen sich ihrem Sinne nach nur genetisch begreifen und erklären.

Im allgemeinen existiert nichts auf dieser Erde, was ein Volk nicht so sehr liebte, wie das andere es verabscheut. Man kann sozusagen von einer magischen Quelle des Geruchs reden, und die unterschiedliche Gefühlsfärbung ein und desselben Geruches zeigt sich so deutlich bei Speisen, Getränken, Flüssigkeiten und sogar Unreinlichkeiten. Um nur wenige aus vielen Tatsachen und Beispielen anzuführen. Für die meisten süd- und ostafrikanischen Neger, die vorderindischen Kafiren u. a. sind Fische unangenehm. Die Mongolen und Guyanaindianer meiden jegliches Geflügel. Den Juden, Mohammedanern, Jakuten, Lappen und vielen Indianern ist das Schweinefleisch widerwärtig. Rindfleisch flößt dem Hindu, den Chinesen und Parsen entsetzlichen Ekel ein. Für manche Australneger sind Schlangen ein Leckerbissen, für andere Maden, Insekten und ungewaschene Därme, während faule Eier eine Lieblingsdelikatesse der Eingeborenen von Bruni bilden. Den drawidischen Zentralasiern gilt Milch als widriges Exkrement, ebenso ist Butter dem Chinesen, auch den Dajaken und Malaien verhaßt. Vielen Europäern erregt Stuten- und Eselmilch ein Grauen und Erbrechen, das andere Völker beim Wein erleben. Die Enkole-Bahima in Uganda reiben ihren Körper mit Butter und Lehm ab, denn Wasser ist ihnen — wie vielen Kalmückenstämmen — direkt eklig. Die Obbo in Zentralafrika waschen sich mit Harn und reinigen damit die Milchgefäße. Bekanntlich wurde im 17. und 18. Jahrhundert gern Harn als Mundwasser sogar in England, Deutschland und Ungarn wie im alten Rom, bei den Hispaniern und Kelten benutzt. Manche Mongolenstämme lassen das Eßgeschirr zur Reinigung von Hunden ablecken und dem Somali ist fremder Speichel ein angenehmer Segen.

Die Gefühlsbetonung der Gerüche zeigt dabei eine ausgesprochene soziale Gliederung und richtet sich nach äußeren und inneren Konstellationen. Geschlecht, Altersklassen, Berufsformen, Stand, Lebensform (Bummler, Trauernde, Witwen), ja bei den Naturvölkern sogar Wohnhäuser und Ortschaften sind maßgebend. Vor allem darf der Geruch nicht am unpassenden Orte vorkommen. Der angenehme Moschusgeruch stinkt ekelhaft, sobald er von einer Moschusratte oder einer Bisamspitzmaus herrührt. Hervorzuheben sei die Einstellung: schenkt man jemandem während des Festmahles, ohne daß er es bemerkt, Bier statt Wein ein, so spuckt er beim ersten Schluck aus, als ob es Gift oder Schmutz wäre, obwohl er Bier sonst liebt, aber er ist eben auf Bier nicht „eingestellt". Neben den rein psychischen gibt es auch organische Konstellationen. Im satten Zustand kann der Speisegeruch anwidern, und der verdurstende Fremdenlegionär nimmt die jauchige Pfütze als angenehme Labe. Während der Schwangerschaft erhöht sich nicht nur die Geruchsempfindlichkeit, sondern eigenartige Affektverschiebungen treten auf.

Es sei zur Genüge bekannt, daß Muskelarbeit und Geruchsgefühl miteinander im regen Kontakt sich befinden. Nach Féré sollen angenehme Gerüche die Arbeitsleistung steigern, während unangenehme sie vermindern. So betrug bei experimentellen Untersuchungen die normale Kraftleistung einer Person am Dynamometer 50—55; ein angenehmer Geruch, der gleichzeitig geboten wurde, erhöhte sie auf 65, ein lästiger erniedrigte sie auf 45. Eine hysterische Person mit der Durchschnittsleistung von 28 brachte es bei gleichzeitigem Moschusgeruch auf 46; als der Geruch ihr nach drei Minuten lästig wurde, sank der Wert auf 19.

Die Geruchsstoffe haben häufig neben den Geruchseindrücken im eigentlichen Sinn auch noch die Auslösung anderer Eindrücke zur Folge; man denke an stechende, beißende, süße, säuerliche Gerüche. Wirken mehrere Geruchsreize ein, so kann ein Mischgeruch zustandekommen, zuweilen beobachtet man auch einen

Wettstreit der Gerüche,

zuweilen eine wechselseitige Aufhebung. Neben den durch Nahrung, Unreinlichkeit und Kosmetika bedingten Gerüchen und neben dem „Rassengeruch" existiert noch ein spezifischer persönlicher Geruch. Er ist von den verschiedenen Hautdrüsen bedingt. Dabei unterscheidet man die Gerüche verschiedener Körperregionen. Der Zusammenhang der Schweiß- und Körpergerüche mit Ernährung, Klima, Beruf, Umwelt, Alter, erotischer sowie anderer Erregung und Krankheit war schon Hippokrates bekannt.

Die physiologische Chemie lehrt, daß manche Stoffe (Jod, Arsen, Chinin, Benzoësäure, Bernsteinsäure usw.) ohne weiteres, andere Stoffe erst bei Krankheiten im Schweiß enthalten sind.

Die Versuche, die Mannigfaltigkeit der Gerüche auf einige wenige Klassen zu beschränken, sind bis heute nicht völlig befriedigend gewesen. Eine experimental-psychologische Prüfung der Geruchsqualitäten wurde bisher nicht durchgeführt, vielmehr hielt man sich nur an botanische, chemische und andere Gesichtspunkte, die an sich nichts mit den Geruchsqualitäten zu tun haben. Nach den verschiedenen Einteilungen von Linné, Haller, Lorry, Bain und Zwaardemaker ist heutzutage die Geruchseinteilung von Henning vorherrschend. Henning unterscheidet sechs Grundklassen der Gerüche, die er durch die sechs Ecken eines regelmäßigen Dreikants darstellt; es sind die Gerüche harzig, brenzlich, faulig und würzig, blumig, fruchtig. Die Kanten und Flächen des Dreikants dienen zur Unterbringung der übrigen Gerüche, die als Übergangsgerüche anzusprechen sind.

Diese Gerüche regieren das Getriebe im Innersten aller Lebewesen, sie üben eine Diktatur auf deren ganzen Sinnes- und Gefühlsbereich aus!

Der Wind tut ein Wunder.

Dorfgeschichte von **Kurt Miethke.**

Die Heckenrosen blühten.

Sie bildeten einen dichten Zaun um das Gehöft des Großbauern Mathiessen herum, einen undurchdringlichen Wall, in den nur eine Pforte geschnitten war. An der Pforte stand ein junger Mann und sah in den Garten des Großbauern hinein, auf das Gehöft, das da weißglänzend in der Sonne lag.

Der junge Mann haßte das blinkende Haus, und der Heckenrosenzaun war für ihn ein undurchdringlicher Wall. Jetzt saß sie da drin, seine Lisa, beim Großbauern und ließ sich an den verschachern. Jetzt — Karl sah sie deutlich vor sich — jetzt nippte sie schüchtern an dem Wein, der aufgetragen wurde, und der Großbauer, alt, fett und häßlich, betastete sie mit seinen Blicken, während ihre Eltern freudestrahlend dabei saßen, stolz, daß es ihnen gelungen war, für ihre Tochter einen so reichen Mann zu finden.

Fünfhundert Morgen Land gehörten dem alten Mathiessen, wohlgefüllte Ställe voll von glänzenden Pferden und Kühen, ein Bankkonto in der Stadt. Ja, damit konnte er, der arme Karl mit seinem winzigen Hof, es freilich nicht aufnehmen.

Er wußte ja, daß Lisa ihn liebte, aber er wußte auch, daß Geld und Besitz eine Macht darstellen, die man nur durch Wunder besiegen kann.

Karl trat zurück. Denn eben traten Lisa, ihre Eltern und der dicke Mathiessen aus dem Gehöft heraus und bewegten sich langsam plaudernd durch den Garten auf die Ausgangspforte in dem Heckenrosenzaune zu. Lisa war bleich und hielt die Augen auf den Boden gesenkt, der Großbauer aber strahlte über sein ganzes Gesicht.

Jetzt konnte Karl die Stimmen hören, jetzt wurde die Tür geöffnet, und Lisa trat heraus, dann der Großbauer und ihre Eltern.

Und nun geschah etwas: Der Wind, der im Bereich des Gartens nicht zu spüren gewesen war, schlug den Heraustretenden mit plötzlicher Wucht entgegen. Lisa nun trug einen weiten Mantel, mit Blumen bestickt, wie er in der Gegend üblich war, und dieser Mantel wurde von dem frischen Winde ergriffen und gegen die Heckenrosen geworfen, wo er in den Dornen hängen blieb.

Das Mädchen war gefangen, in den Heckenrosen gefangen.

Die Eltern standen starr, und der Großbauer grinste, ohne zuzuspringen, um seine Zukünftige aus dem dornigen Gefängnis zu befreien.

In diesem Augenblick jedoch sprang Karl vor. Für ihn gab es da gar kein Besinnen, seine Lisa war in Nöten, und seiner Lisa mußte er helfen, selbst wenn es sich in Wahrheit nur um eine kleine augenblickliche Verlegenheit handelte.

Der Großbauer wurde blaß vor Wut, als er Karl sah. Aber das hinderte den Jungen mit dem weißblonden Schopf durchaus nicht, das zu tun, was er sich vorgenommen hatte. Vorsichtig löste er den Mantel von den Dornen. Auch Lisa war totenblaß geworden. Sie sah den Geliebten aus angstvollen, dunklen Augen an.

Und während Karl sein kleines Befreiungswerk durchführte, geschah das Wunder. Es war ja Frühling, und sie waren ja beide so jung und in diesem Augenblick einander so nah, so verhängnisvoll nah, so herrlich nah . . .

So geschah es denn, daß Karl plötzlich seinen Mund auf die frischen roten Lippen des Mädchens drückte, daß er die Geliebte mit einer Heftigkeit umarmte, die jeden Widerstand erstickte. Der Mantel, der noch an einigen Dornen hing, zerriß.

Und mit dem Mantel zerriß etwas anderes.

Der Großbauer stieß einen Fluch aus und ging mit bösem Gesicht auf sein Haus zu. Die Geliebten aber hielten sich fest umschlungen, und der Vater des Mädchens sagte achselzuckend: „Gegen so etwas und ein Gewitter kann man nichts machen . . .“

War es nicht wie ein Märchen, ein uraltes, ewig junges Märchen, war es nicht wie die Geschichte von dem Prinzen, der die Prinzessin aus der Dornenhecke befreite?

Glücklich umschlungen gingen zwei Menschen durch die Felder heimwärts. Der Wind aber, der ein Wunder bewirkt hatte, wehte in dem weiten, blumengestickten Bauernmantel, der an einigen Stellen zerrissen war . . .



Wieder ein Pharaonengrab entdeckt.

Eine Expedition des „Metropolitan Kunstmuseums in Newyork“ hat in Fischt in Oberägypten ein großes Pharaonengrab freigelegt. Es handelt sich um das Grab des obersten Priesters von Ptah bei Memphis, also eines sehr gelehrten Mannes. Darauf weisen die 296 Säulen mit Hieroglyphen hin, die für die Wissenschaft von großer Bedeutung sein werden. Es ist eine sehr große und durchweg gut erhaltene Grabkammer; an ihrem Eingang ist schon die Kapelle sehr geräumig. Der tote Priester hieß Senwosretankh und hat zur Zeit der zwölften Dynastie gelebt.

*

Ein Serum gegen Grippe?

Drei bekannte Newyorker Ärzte — darunter eine Frau — behaupten, auf Grund langwieriger und umfangreicher Untersuchungen ein Mittel gegen Grippe und alle übrigen schweren Erkältungskrankheiten gefunden zu haben. Über die Entstehung der gefürchteten Infektionskrankheit, die hauptsächlich von Mensch zu Mensch übertragen wird, bestehen zwei verschiedene Theorien. Die eine hält den 1892 von Pfeiffer entdeckten Influenzabazillus für den Grippeerreger, die andere nimmt einen anderen, noch unbekannten Infektionsbazillus mit besonderer Neigung zur Mischinfektion an. Die drei Ärzte verneinen keine der beiden Theorien, sondern sind im Gegenteil der Ansicht, daß beide recht haben. Der Mischbazillus bereitet mit seinem Gift erst den Nährboden für den bekannten Influenzabazillus. Den bisher noch unbekannten Erreger glauben sie entdeckt zu haben. Ihre Heilmethode richtet sich also darauf, die Menschen vor dem eigentlichen Erreger zu schützen und nicht erst die Vorbeugungsmaßnahmen zu beginnen, wenn der Boden für den Influenzabazillus schon reif ist. Die Untersuchungen sind jedoch noch nicht abgeschlossen. Die drei amerikanischen Ärzte sind jetzt damit beschäftigt, ein geeignetes Serum zu finden, das eine Grippe-Erkrankung künftig ausschließt. Ihre Entdeckung hat begreiflicherweise auch über die Fachkreise hinaus großes Aufsehen erregt. Hoffentlich werden ihre Arbeiten von Erfolg gekrönt sein.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.